

Meinrad Braun
Winterreise

Meinrad Braun

© axel dielmann – verlag
Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main, 2006
Alle Rechte vorbehalten.

Das Foto des Titels stammt von Günther Wilhelm, Mannheim
Das Gedicht von Eva Schulz-Wehlau in Kapitel 6
stammt aus der Halbmonatsschrift „Fontana Martina“,
herausgegeben von Felix Jordi und Heinrich Vogeler,
erschienen in Ronco s./ Ascona: Bergpresse, 1931 – 32.
Faksimile-Nachdruck bei Anabas-Verlag Kämpf, Gießen;
Edizioni San Pietro, Ascona 1981,
herausgegeben von Dietger Pforte

Vorlage für den Brief Olgas, ebenfalls in Kapitel 6,
ist der Artikel: „Kommune Avantgarde“
von Fjodor Wassiljewitsch Gladkow, in „Fontana Martina“
S. 20/21, Ausgabe 7.11.1932,
der letzten erschienenen Nummer der „Fontana Martina“.

Satz und Umschlaggestaltung: Urs van der Leyn, Basel
Gesamtherstellung: Druckerei bb, Birkach
Printed in Germany

ISBN 3 933974 59 3

Winterreise

Roman aus dem Jahre 1953

axel dielmann – verlag

Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main

*Es zieht ein Mondenschatten
Als mein Gefährte mit
Und auf den weißen Matten
Such ich des Wildes Tritt*

Wilhelm Müller

Aus dem ersten Lied des Liederzyklus „*Winterreise*“
von Franz Schubert, erschienen 1828

Am Morgen dieses sechsten Dezember kam Brenner zu spät. Nicht dass es zu seinen Gewohnheiten gehört hätte, zu spät in den Hörsaal zu kommen. Es war kein Versuch, seinen Auftritt vor den Studenten zu stilisieren, wie manche Kollegen das taten, noch neigte er zu Nachlässigkeiten. Er hatte schlecht geschlafen und sich etwas mehr Zeit gelassen. Außerdem war seine Anwesenheit heute nicht so wichtig. Nowitzky leitete die Sektion und Brenner wusste, dass Nowitzky sich an seiner Abwesenheit nicht stören würde. Der hatte heute die Gelegenheit, vor Studenten zu sezieren, anstatt im eiskalten Keller der Gerichtsmedizin im Formalingestank zu stehen. Warum sollte er nicht die Bühne eine Weile für sich haben.

Brenner ging langsam an den steilen Sitzreihen des anatomischen Theaters entlang. Sie waren dicht besetzt. Die Krawatten der Studenten, ihre grauen Anzüge, ihre Hüte, die vor ihnen auf den Pulten lagen, die weißen, frisch gewaschenen Gesichter darüber bildeten ein unruhiges, bewegtes Muster, das sich gleichsinnig ausrichtete, als Brenner an ihnen vorbeiging, wie das lebende Feld eines Vogelschwarms. Das Tuscheln hörte auf, es wurde still. Brenner sah im Vorübergehen zu den Reihen hinauf, ohne eines der weißen Gesichter zu fixieren und hob vage seine Hand. Die dozierende Stimme Nowitzkys drang jetzt deutlich durch die Stille im Hörsaal.

„Die Sektion hat sich stets auf die Öffnung der drei Körperhöhlen, Kopf-, Brust- und Bauchhöhle zu erstrecken. Sie muss im Falle einer rechtsmedizinischen Leichenöffnung immer dann erweitert werden, wenn hierdurch ergänzende Befunde zu erwarten sind. Auf den Wirbelkanal mit dem Rückenmark, das Skelettsystem, die Gelenke.“

Nowitzky stand vor dem Sektionstisch. Er sah zu den Studenten hinauf und unterstrich seine Worte mit dem Skalpell, das er in der rechten Hand hielt. Brenner bemerkte, dass er, vermutlich um seine Sparsamkeit zu demonstrieren, wieder rote, gepuderte Gummihandschuhe trug, deren Stulpen er über die Manschetten seines Kittels gezogen hatte, anstatt sich der chirurgischen Einmalhandschuhe zu bedienen, die das Institut gewöhnlich verwendete.

Meßner kam hinter dem Tisch hervor.

„Morgen, Herr Professor“, flüsterte er Brenner verschwörerisch zu und nahm ihm Hut und Mantel ab. Brenner roch die Fahne, die von Meßner ausging. Er nahm sich vor, gelegentlich mit ihm zu reden. Zu viele Flachmänner pro Tag. Er war froh, dass der Sektionstisch fünf Meter von der ersten Stuhlreihe entfernt stand, wohin Meßners Fahne nicht reichte. Jawoll, Herr Professor, würde Meßner mit seiner Feldwebelstimme sagen. Ein Anatomiegehilfe ist keine höhere Tochter, würde sein Gesichtsausdruck hinzufügen, die blassen blauen Augen und die rote Knollennase unterstrichen das. Meßner mit seinen groben, rotgescheuerten Fingern, die so flink und zuverlässig nähten wie ein Schuster. Der Flachmann gehörte im Grunde dazu. Aber angesprochen werden musste es.

„Morgen, Herr Kollege.“

Nowitzky drehte sich um, mit dem Skalpell in der Hand. Er deutete eine Verneigung an: „Herr Professor Brenner, ich freue mich ...“

Meßner half Brenner in den Operationskittel. Mit seinen Pranken zerrte er den brettharten Stoff hinter Brenners Rücken zusammen, um die Knöpfe zumachen zu können. Brenner nickte freundlich, während er mit erhobenen Armen das resolute Ankleideritual über sich ergehen ließ. Die angebotenen, halb aufgekrepelten Handschuhe, die ihm Meßner hinhielt, wies er zurück.

„Lassen Sie sich nicht stören. Was haben wir da?“

Nowitzky richtete sich auf und rapportierte, es hätte nicht viel gefehlt und er hätte die Hacken zusammengeschlagen. „Ein Mann, Mitte fünfzig, Landstreicher offenbar, gestern eingetroffen. Kommt vom Asyl in der Hebelstraße. Keine Angehörigen auffindbar. Schlecht ernährt, untergewichtig, wahrscheinlich an einer Pneumonie verstorben. Regulärer Totenschein ist vorhanden.“

Brenner beugte sich vor und sah zum ersten Mal auf den Sektionstisch. Nowitzky hatte bereits fleißig gearbeitet. Der Tote lag rücklings in der flachen Zinkwanne, die Kopfhaut war über das Gesicht heruntergezogen, der Schädel aufgesägt. Eine der Gehirnhälften lag in einer Glasschale, die andere hatte Nowitzky an Ort und Stelle belassen, es war ihm wohl daran gelegen, alles erst einmal für die Studenten anschaulich zu präparieren. Das magere bartstoppelige Kinn des Toten stach in die Höhe, die Nasenkontur bildete sich scharf unter der gespannten Kopfschwarte ab. Ein paar graue Haare sahen unter dem Skalp hervor, das bedeckte Gesicht und der halb ausgeweidete Schädel hatten dem Leichnam schon alles Persönliche genommen. Der magere Männerleib mit den behaarten Gliedmaßen und dem verdorrten Geschlecht hatte immerhin noch das Anrührende eines Kranken. Die Zeichen des Hungers verstärkten diesen Eindruck. Am Hals hatte Nowitzky bereits den Kragenschnitt gesetzt, offenbar war er gerade dabei gewesen, die Brusthöhle zu öffnen, als Brenner ihn unterbrochen hatte.

„Wollen Sie?“ Nowitzky hielt ihm das Skalpell hin.

Brenner schüttelte den Kopf. „Machen Sie weiter, Herr Kollege.“

Nowitzky setzte das Skalpell an. Die mürbe, nicht mehrdurchblutete Haut wich mit dem leisen Ton reißender Seide unter der scharfen Klinge auseinander, das Gewebe teilte sich über dem Brustbein, das Messer glitt weiter hinunter über die magere Bauchdecke. Meßner stellte das Licht nach, um dem Skalpell zu folgen. Die Klinge sandte einen Lichtreflex in Brenners Gesicht.

„Splitter.“ Meßner deutete mit einem dicken Zeigefinger auf die Brust des Toten. Dort zeigten sich neben der rechten

Brustwarze zwei weiße, sternförmig gezackte Narbeninseln auf der gelben Haut. „Der hat nun wenigstens einmal Glück gehabt im Leben“, ergänzte Meßner, wobei er dem stechenden Formalin-gestank seine Apfelkornnote hinzufügte.

„Vielleicht sehen wir, was die Dinger drinnen angerichtet haben“, sagte Nowitzky und, zu Meßner gewandt: „Wir drehen ihn nachher mal um. Aber ich wette, die stecken noch drin.“

Brenner sah auf die Splinternarben und sagte: „Alt. Die sehen alt aus.“

„Ja“, sagte Nowitzky. „Die erste Runde. Für Kaiser und Vaterland.“

Brenner warf ihm einen Blick zu und sah aus dem Augenwinkel, dass Meßner feixend die Brauen hochzog.

Nowitzky hatte die Bauchhöhle geöffnet und trat zurück, um Meßner Platz zu machen, der schon mit der Formalinflasche bereit stand. Der Gestank, der manchmal aus der Bauchhöhle eines Toten drang, konnte für Ungewohnte eine Strapaze bedeuten. Vor allem, wenn es einen Magendurchbruch oder eine Darmverletzung gegeben hatte. Für einen Rechtsmediziner war das kein Thema, aber man befand sich schließlich im anatomischen Hörsaal der Universität Hamburg und nicht in Nowitzkys Leichenkeller. Brenner nahm sich vor, Meßner nachher ein Lob auszusprechen. Obwohl er soff, dachte er an alles.

Mit zwei geschickten, raschen Stichen nähte Meßner die Bauchhaut an den Flanken des Toten fest, um die Eingeweide anschaulich zu präsentieren. Er nahm nur so viel von dem gewachsenen Zwirn, wie er brauchte, die Knoten saßen, wo sie hingehörten. Die Formalinflasche stellte er zugedreht wieder auf den Rolltisch. Sie war nicht nötig. Die Bauchhöhle stank nicht.

Meßner hob die Schulter des Toten an, um ihm die Rippenschere unter den linken Arm zu stecken, damit sie zum Öffnen der Brusthöhle zur Hand war. Nowitzky war eben dabei, die Darmschlingen herauszusortieren. Er trennte eine der Nieren am Stiel ab und legte sie in die Präparateschale.

Brenner sah zu den Reihen der Studenten hinauf. Noch immer bildeten die Gesichter, durch die steilen Stuhlreihen übereinander gestaffelt, ein schwer lesbares aber einheitliches Muster, gebannt vor der Endgültigkeit des Todes.

Es war so still, dass die Geräusche der Sektionswerkzeuge den Hörsaal beherrschten, das Klappen einer Schere, ein leises Klingen von Glas.

Die unbewegten Gesichter verschwammen vor Brenners Augen. Er wandte den Blick ab.

„Herr Professor.“ Meßner hielt die Rippenschere noch in seiner einen Hand, die linke Hand des Toten in der anderen. „Schauen Sie mal.“ Er legte die Schere auf der Brust des Leichnams ab. „Sonderbarer Vogel“, kommentierte Meßner und hob den steifen Arm des Toten am Ringfinger in die Höhe, so gut es ging. Brenner beugte sich vor. Auf dem Finger war eine Tätowierung zu erkennen. Eine Schlange. In dunkelblauen Linien, amateurhaft gemacht, aber gut zu erkennen. Eine Schlange, die sich am Grundgelenk um den Finger wand, an der Stelle, an der man einen Ring zu tragen pflegt. „Herr Professor?“ Meßner hielt immer noch den Finger fest. Brenner sah Meßner einen Augenblick lang an, als erkenne er ihn nicht, sein Gesicht nahm dabei einen merkwürdigen Ausdruck an, den Meßner zwar bemerkte, den er aber späterhin nicht in der Lage sein würde, in Worte zu fassen. Ein Ausdruck, den Meßner durch ein kurzes Blinzeln erfolgreich aus seiner Wahrnehmung tilgen konnte, während sich Brenner bereits an Nowitzky gewandt hatte.

„Ich glaube, ich bin heute nicht ganz bei der Sache“, sagte Brenner. „Mir ist eben etwas Dringendes eingefallen. Das sollte ich wohl erledigen. Hätten Sie die Güte, die Sektion ohne mich zu Ende zu führen, Herr Kollege?“

„Selbstverständlich, Herr Professor.“ Nowitzky deutete eine Verneigung an und bat um die Rippenschere. Brenner nahm Hut und Mantel und verließ den Hörsaal.

Schlamm. Überall Schlamm. Der Regen dringt in den zerrissenen Boden ein, immer tiefer, nichts hindert ihn daran. Er verwandelt die feste Erde in grauen, flüssigen Schlamm.

Am Grabenrand stehen manchmal noch ein paar einzelne Weizenhalme. Seit vier Jahren ist Krieg auf den Feldern vor Ypern. Der nasse Boden bebt unter dem Geschützfeuer. Wie Pudding, sagt einer. Seit zwei Tagen zittert die Erde, die zu Schlamm geworden ist. Seit zwei Tagen ohne Pause.

Dann ist plötzlich alles still. Nur der Regen fällt mit seinen flüsternden Tropfen weiter in den Graben hinunter, in dem die Leute kauern. Das Zittern aber ist da geblieben. Die Finger haben es abgekriegt, bei manchen die Münder.

Die Uniformen, deren grauer Wollstoff aussieht, als habe man ihn mit Schlamm eingefärbt, sind durchnässt, die Stiefel stehen spanntief im Wasser, wechseln mit leisem Gurgeln den Stand. Zerkratzte Stahlhelme drängen sich wie schmutzige Pilze nebeneinander am Grabenrand.

Der Telegraf im Unterstand fängt an, durchdringend zu klingeln. Das Signal zum Sturm. Die stählernen Pilze drehen sich herum, schlagen blechern gegeneinander. Einer starrt den anderen an.

„Sperrfeuer ist noch nich rum, Herr Leutnant“. Der sanfte ostpreußische Akzent des Unteroffiziers unterläuft die Insubordination.

Brenner hält sich mit einer Hand an der Grabenleiter fest. Er steht direkt neben dem Leutnant. Heinrich ist drüben, an der anderen Leiter.

„Halten Sie den Mund, Pisoke!“ Die Unterlippe des Leutnants bebt. Der Leutnant ist Anfang zwanzig, er trägt eine Brille, die mit Stoffbändern an den Ohren befestigt ist. Auf seiner Brille haben sich kleine Schlammgespritzer angesammelt. Der Leutnant versucht, die Ziffern auf seiner Armbanduhr zu erkennen, deren Uhrglas durch ein kleines Blechgitter geschützt wird. Ein winziges, vergittertes Gefängnis für die Zeit. Auf seinem Gesicht stehen die Regentropfen wie Tränen, die an der falschen Stelle hängen geblieben sind. Die rechte Hand fingert an der Ledertasche mit der Pistole. Die Hand zittert.

„Wir müssen stürmen, basta. Los, raus.“ Jetzt schreit er. „Lassen Sie die Leute stürmen, verflucht nochmal.“

„Die warten doch auf uns, Herr Leutnant.“ Dieser weiche Singsang. Pisoke hat noch nicht mal seinen Stahlhelm auf. Er hält ihn vor die Brust gedrückt, als kriegte er gleich Erbsensuppe ausgeteilt. „Die Schweinepriester warten, bis wir aus den Löchern kommen, dann gehts nochmal los.“

Jetzt hat der Leutnant die Pistole aus der nassen Tasche gezerrt.

„Wenn Sie die Leute nicht stürmen lassen, schieß ich Sie übern Haufen, Pisoke.“

Der Regen trommelt auf die Stahlhelme, läuft in den Nacken, liegt wie tausendfältiger Tau im Zwielflicht des frühen Morgens auf den Uniformen. Läuft am Gewehr herunter, steht in großen Perlen auf, wo Öl auf dem Stahl ist. An den Grabenwänden laufen kleine Rinnsale zwischen struppigen Grasresten herunter, tropfen in den zerstampften Schlamm, der die Laufgänge halb stiefelhoch füllt. Brenner steht auf der untersten Leitersprosse. Seine Finger krallen sich am Holm fest. Er drückt sein nasses Knie langsam tiefer in den schlammigen Rand des Grabens. Vier Leitern stehen im Graben, je fünf Schritte auseinander. An den Leitern steht die Verstärkung. Zwei Dutzend Oberschüler und Studenten. Die Verstärkung für die große Offensive.

Brenner sieht zu Heinrich hinüber, findet seinen Blick. Der Telegraf klingelt ohne Unterlass. Die Zeit sitzt noch immer gefangen in dem kleinen Gehäuse aus Blech am Handgelenk des Gruppenführers.

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Pisoke setzt den Stahlhelm auf und nimmt die Trillerpfeife zwischen den Lippen. Aus seinem Schnauzbart springen die Tropfen, als er hineinbläst. Der schmerzhaftige Ton scheint sich auf geisterhafte Weise aus dem Telegrafen in Pisokes Trillerpfeife hinein geschlichen zu haben und sich zu vervielfältigen, denn aus den anderen Grabenabschnitten schrillt es nun auch.

Ein paar brüllen los, versuchen ein schlaffes, jammerndes Hurra-geschrei, drängen sich auf die Leitern, der Dreck lässt sie ausrutschen und zurück in den Laufgraben fallen, die Karabiner schlagen klappernd aneinander. Sie wollen jetzt nur noch raus, hinaus aus dem Graben mit der Last der Handgranaten, der Gewehre, Bajonette, Patronen.

Noch immer schrillt die Trillerpfeife, als alle schon laufen. Einfach loslaufen, hundert, zweihundert Meter nach vorne, in den grauen Morgen hinein. Dorthin, wo der Stacheldrahtverhau kommen wird, die Brustwehren und die Maschinengewehre.

Die Handgranatenstiele schlagen hart gegen die Beine, einer neben Brenner stolpert, schlägt hin, verliert sein Gewehr. Die Zeit ist ausgebrochen aus dem kleinen Blechgefängnis am Handgelenk des Leutnants. Sie dehnt sich über den Laufenden aus, wird riesig, übermächtig. Brenner hört sein Herz schlagen, den dumpfen Kolbenschlag einer Maschine im Klappern von Metall und im Quatschen der zwei Dutzend Stiefel neben ihm. Sie keuchen, keiner schreit mehr Hurra. Die graue Stille über ihnen und die entfesselte Zeit sind eins. Sie laufen gegen die Zeit.

Wo läuft Heinrich? Rechts drüben, ein paar Meter weiter vorne ist er, Brenner erkennt ihn daran, wie er die Schultern bewegt, wieselartig hat Brenner immer gesagt, du bist ein mieser Rechtsaußen, Heinrich, aber du kannst laufen wie ein Wiesel.

Da kommt er wieder, der schrille Ton, jetzt kommt er aus der Luft. Zwei Sekunden bleiben. Hinlegen! Die Leute lassen sich reihenweise in den Dreck fallen, da schlägt es ein, die Erde schwappt im Umkreis von fünfzig Metern, als sei sie ein einziger Sumpf. Eine schräge, hässliche Orgel jault dazu im auseinanderstrebenden Diskant, jagt einen fauchenden Stern in die Luft, über die Köpfe, zwischen den Leibern hindurch. Stählerne Fausthiebe hauen Lücken in die Stürmenden hinein. Zwei, drei hat Brenner, der sein Gesicht in den Schlamm drückt, Pirouetten drehen sehen. Die Pirouetten des Todes, am Rand der Netzhaut stehen sie noch, eingefroren hinter seinen zusammengepressten Lidern in eine tödliche Ballettszene, dirigiert von den Splittern der Granate.

Wo ist Heinrich? Die Getroffenen beginnen mit dem Schreien. Brenner rappelt sich auf, da sirrt es wieder heran. Die Zeit ist ein Riese, der sich mit gewaltigem, pfeifendem Atemholen über ihnen in die Höhe reckt, wieder zum Schlag ausholt. Der zweite Einschlag kommt, bevor Brenner sich in Deckung bringen kann. Er presst sich gegen die Erde und reißt den Mund auf. Es faucht ringsum und ein jaulender Hammerschlag geht gegen den Helm. Eine Schlammfontäne stellt sich vor ihm

auf. Brenner richtet den Oberkörper hoch, rollt sich in den nächsten Trichter. Im Kopf ist ein Stechen und Summen, der Nacken tut ihm weh.

Im Trichter liegt ein Toter, aber der liegt schon länger da, aufgedunsen vom Leichengas. Dreht sein halb verwesenes Gesicht mit den hohlen Augenlöchern herüber. Ein Arm steht steif in die Höhe.

Am Rand des Trichters aber liegt noch einer, wie ein Bündel hingepackt. Brenner kriecht zu ihm hinüber. Wieder erbebt der Schlamm ringsum, der Dreck regnet in dicken Brocken herunter.

Er hat ihn umgedreht. Das Blut quillt aus dem Uniformkragen, die Augen sind geschlossen in dem schlammbesudelten, blassen Gesicht. Auf der Schlammkruste sind rote Spritzer: Heinrich.

Heinrich! Ein paar schwarze Haarsträhnen auf die Stirn geklebt. Kannst du sprechen? So viel Blut. Die rechte Brustseite. Er reißt ihm das Koppel herunter, die Gasmasken, die Handgranaten, weg das ganze Zeug. Da macht er langsam die Augen auf. Die langen schwarzen Wimpern sind wie aus Seide, dazwischen öffnet sich die braune Iris, die schwarzen Pupillen, sie leben, suchen seinen Blick, die geöffneten, lebendigen Augen. Wie frischgeputzte Fenster in dem dreckigen, blutbespritzten Jungengesicht.

Ich bring dich zurück. Die Augen schließen sich wieder.

Sein Kopf mit dem schweren Helm daran schlenkert lose wie bei einer Puppe, als er unter ihn kriecht. Ihn vorsichtig auf die Schultern nimmt.

Es ist nicht weit, Heinrich. Fünfzig Meter. Wir schaffen das.

Die Tränen laufen Brenner über die Backen, er lugt vorsichtig über den Trichterrand. In seinen Ohren singt es, der Kopf tut ihm weh. Zwei schwarze Schlammfontänen wachsen vor ihm aus dem Boden wie gigantische Flaschengeister. Jetzt.

Im Laufen sucht er den nächsten Trichter und stolpert hinein, bevor es wieder einschlägt. Dann liegen sie beide bis zur Hüfte im Dreckwasser am Grund des Trichters. Heinrich hat die Augen auf. Die ganze rechte Brustseite ist voll Blut.

Er lächelt. Sagt, August. Mensch, sagt er.

Das Telefon klingelte. Zwei, drei Mal. Brenner sah aus dem Fenster. Nach einer Weile trat er einen Schritt zurück, gab den Blick auf, der zwischen den weißen Gardinen das Universitätsgelände umfasste, drehte sich halb in den Raum hinein und blieb stehen. Die grauen Haarsträhnen, die er sich aus der Stirn kämmte, waren ihm ins Gesicht gefallen. Er strich sie nicht zurück, sondern schob beide Hände in die Taschen des weißen Sektionskittels, den er immer noch anhatte. Das Telefon hörte auf zu läuten. Brenner setzte sich an den Schreibtisch und wählte die Nummer der Klinikzentrale.

„Geben Sie mir ein Amt“, sagte er.

Marianne meldete sich nicht sofort. Sie ließ das Telefon immer eine Weile klingeln. Manchmal rief er zwei Mal kurz hintereinander an, wenn sie dann den Hörer nicht abnahm, war sie nicht da.

„Carstens?“ Sie war da.

Brenner blieb nach dem Telefonat noch am Schreibtisch sitzen. Er drehte an dem schweren Siegelring an seiner linken Hand, schob ihn nochmals nach vorn, gegen das Mittelglied des Ringfingers. Darunter die beiden blauen Linien der Schlange, unbeholfen eingeritzt, mit der Spitze eines Fahrtenmessers, danach mit Tinte verewigt.

Er zog die Schreibtischschublade auf und nahm den Brief heraus. Der Brief lag unter einem Stapel von Papieren, er fand ihn erst, nachdem er die Schublade vollständig geleert hatte. Ehe er den Brief aus dem Kuvert nahm, streifte sein Blick das Farbfoto in einem silbernen Aufstellrahmen auf der Schreibtischplatte hinter dem Schreibzeug aus Serpentin. Es zeigte eine dunkelhaarige, hübsche Frau in einem ausgestellten weinroten Kleid vor einer Wiese. Den Hintergrund bildete eine Gebirgssilhouette. Die Frau wandte sich halb um, lächelte zum Betrachter hin. Brenner legte das mit Maschinenschrift beschriebene Blatt vor das Bild auf den Schreibtisch und las den Brief nochmals durch.

Sehr geehrter, werter Herr Kollege Brenner,

der Röntgenbefund eines nicht namentlich genannten Patienten, den ich die Ehre hatte, von Ihnen zur Prüfung zu erhalten, weist mit großer Wahrscheinlichkeit eine Veränderung des oberen rechten Lungensegments im Sinne eines Bronchialkarzinoms auf.

Hierfür sprechen die typische Lokalisation am Stamm des Hauptbronchus mit anscheinend zirkulärem Wachstum und bereits beginnender Infiltration der mediastinalen Lymphknoten, ein Befund, der einer chirurgisch-kurativen Behandlung mit großer Wahrscheinlichkeit entgegensteht wird.

Ich teile Ihnen dies, werter Kollege Brenner, wie es Ihrem Wunsch entspricht, brieflich mit.

Natürlich stehe ich darüber hinaus jederzeit für eine persönliche Rücksprache zu Ihrer Verfügung.

Mit vorzüglicher kollegialer Hochachtung

Ihr

Dr. Adalbert Ziese

Facharzt für Röntgenologie und Innere Medizin

Brenner holte seine Brieftasche aus der Jacke und faltete den Briefbogen so klein, dass er ihn hineinschieben konnte. Die Papiere, die er herausgenommen hatte, sortierte er wieder in die Schublade zurück. Ein Röhrchen mit Tabletten, das sich ebenfalls darin befunden hatte, steckte er in die Tasche, nachdem er es einen Augenblick angesehen hatte, als müsse er sich vergewissern, dass es die richtigen waren. Dann schob er die Schreibtischschublade zu. Das Briefkuvert zerriss er in kleine Fetzen und warf sie in den Papierkorb.

Er zog den Kittel aus und öffnete den Kleiderschrank aus hellem Rüster, der zwischen den Regalen mit Aktenordnern stand. Nahm einen Rasierapparat aus einem der Fächer, steckte ihn in die Rocktasche, nachdem er die Klinge darin geprüft hatte. Er hingte den Kittel in den Schrank und nahm Schal und

Mantel heraus. Drückte an seinem Hut die Kniffe zurecht und setzte ihn auf.

Als er sein Büro verließ, kamen ihm ein paar Studenten entgegen, die Kollegmappen unter den Arm geklemmt. Sie grüßten ihn, aber er beantwortete ihre Grüße nicht. Während sie sich verwundert nach ihm umdrehten, sah er, die Klinke der halb offenen Tür in der Hand haltend, auf das Schild, das an der Wand neben der Tür angebracht war. In Sütterlinschrift war dort auf weißem Grund zu lesen: Prof. Dr. A. Brenner. Leiter des Instituts für Anatomie und Pathologie. Darunter, etwas kleiner: Besucher bitte im Sekretariat anmelden. Es roch nach Bohnerwachs. Brenner schloss die Tür. Er ging rasch über den Flur und verließ das Institut durch den Hintereingang.

Der Anatomiegehilfe Adolf Meßner gab drei Tage später, am sechsten Dezember bei der Befragung durch das Polizeirevier Moltkestraße zu Protokoll, er könne sich nur daran erinnern, dass der Herr Professor gesagt habe, er bitte den Herrn Doktor Nowitzky, die Vorlesung zu Ende zu führen. Er selbst habe noch etwas Wichtiges zu erledigen, er müsse gehen.

Er, Meßner, habe Doktor Nowitzky dann weiter assistiert, danach habe er aufgeräumt.

Ob ihm etwas aufgefallen sei? Ob etwas anders als sonst gewesen sei?

Nein, es sei alles wie immer gewesen. Der Herr Professor sei an diesem Tag spät dran gewesen, was nicht oft vorkomme, sie hätten bereits mit der Leichenöffnung angefangen. Das habe er ja schon zu Protokoll gegeben.

Der Herr Professor habe an der Vorlesung nicht so viel Interesse gezeigt, das sei ja auch klar, weil Professor Brenner Herrn Doktor Nowitzky die Leitung habe überlassen wollen. Der Herr Professor sei ein sehr höflicher Mann.

Einen Streit zwischen Doktor Nowitzky und Professor Brenner habe es nicht gegeben.

Dr. Nowitzky, am selben Tag ebenfalls in der Moltkestraße befragt, was vorgefallen sei, berichtete, er habe am sechsten Dezember die Vorlesung über Rechtsmedizin geleitet und sei sehr zufrieden gewesen, dass man den Studenten eine komplette Leiche habe anbieten können. Das sei nicht selbstverständlich, man müsse oft auf Präparate zurückgreifen und an diesem Tag, das sei ein Glücksfall gewesen, habe man die Gelegenheit eben gehabt.

Er arbeite ja als Gerichtsmediziner oft unter Umständen, über die er sich jetzt nicht weiter auslassen wolle, aber die seien der Polizei wohl bestens bekannt. Für ihn sei es eine Auszeichnung gewesen, dass Professor Brenner ihn die Vorlesung habe praktisch alleine gestalten lassen, schließlich sei er die Kapazität und er, Nowitzky, nur ein kleiner Rechtsmediziner.

Nein, es sei ihm nichts Besonderes aufgefallen. Der Herr Kollege Brenner habe den Hörsaal während der Sektion verlassen, während er in Fortführung der Sektion begonnen habe, die Brusthöhle der Leiche zu eröffnen. Es habe nichts gegeben zwischen ihnen, im Gegenteil, Professor Brenner sei sehr höflich und rücksichtsvoll gegen ihn gewesen.

Bevor er den Hörsaal verlassen habe? Auch da habe sich nichts Besonderes zugetragen. An der Leiche sei weiter nichts Auffallendes gewesen, ein ziemlich heruntergekommener Mann, der, wie sich schließlich aus dem Befund ergeben habe, an einer Pneumonie verstorben sei. Halb verhungert, ehemals Kriegsteilnehmer, er habe Narben von Verwundungen aufgewiesen.

Ob er, Nowitzky, sich vorstellen könne, dass sich für Professor Brenner an diesem Tag etwas Außergewöhnliches ereignet habe? Etwas, das sein Verschwinden erklären könne?

Das sei eine schwierige Frage. Da müsse er eben mal überlegen, wie er die beantworten solle. Also, er trage Professor Brenner seine früheren Verbindungen gewiss nicht nach. Aber er wolle doch zu bedenken geben, dass die Situation für ehemalige Verantwortungsträger sich noch immer nicht, nun ja, be-

ruhigt habe. Er drücke sich hier vorsichtig aus, aber man verstehe ihn gewiss. Er sei der letzte, der dem Herrn Professor Brenner Unbill in diesem Zusammenhang wünsche, aber in diesen Zeiten müsse man eben auch daran denken.

Er habe Professor Brenner nachdenklich erlebt an jenem Tag, um nicht zu sagen, etwas zerstreut. Die Sektion habe ihn kaum interessiert, er habe sogar, als der Anatomiepfleger Meßner ihm Einzelheiten an dem Toten gezeigt habe, kaum reagiert, eher abwesend hingestarrt. Und kurz darauf sei er ja dann gegangen.

Welche Einzelheiten? Nichts Besonderes. Die Splitternarben eben und eine Tätowierung am Finger, bitte, der Mann sei ein Stromer gewesen, da sei so etwas üblich.

Ob der Tote auch andere Tätowierungen gehabt habe? Ja, er wisse schon, was damit gemeint sei. Nein, diese besondere Art von Tätowierung habe der Tote nicht aufgewiesen, er habe sich schon gedacht, dass diese Frage kommen werde, auch wegen der Umstände, die er ja vorhin bereits angedeutet habe. Nein, es hätten sich weder Nummern noch Buchstaben auf der Haut befunden.

Frau Brenner gab am nächsten Tag zu Protokoll, sie habe keine Erklärung für das Verhalten ihres Mannes. Sie mache sich große Sorgen. Eine Vermutung habe sie nicht. Sie hoffe, dass sich alles aufklären werde. Im Übrigen bitte sie darum, dass man sie nicht mit Gerüchten belästige, sie fürchte um ihren guten Ruf und um den ihres Mannes, wenn das breitgetreten werde. Deshalb bitte sie um Verständnis dafür, dass sie künftig polizeiliche Befragungen nur in Anwesenheit ihres Rechtsbeistandes und beim Nachweis von deren absoluter Notwendigkeit dulden könne.

„Marianne, ich brauche deine Hilfe.“

Marianne Carstens stand am Fenster und rauchte. Sie rauchte flache Zigaretten aus einer gelben Schachtel mit orientalischem Dekor. Marianne war perfekt angezogen. Sie trug einen weinroten Rollkragenpullover mit einer Reihe Perlmutterknöpfe am Hals und einen schwarzen wadenlangen Rock.

Die dunkelblonden Haare hatte sie hochgesteckt. Ihre Lippen waren dezent geschminkt. Natürlich, er hatte ja vorher angerufen. Er rief immer an, bevor er sie besuchte.

Mit ihren gepflegten Fingern hielt sie die Zigarette elegant und gerade in dem Maß leger, wie es sich für eine Studentin gehörte, die nicht nur Dame, sondern auch Intellektuelle sein wollte. Keineswegs ein Blaustrumpf. Gut balanciert eben. Trotz des provokanten Buches, über das sie vorgestern gesprochen hatten, das gut sichtbar auf ihrem Schreibtisch lag, wohl ebenfalls Teil Mariannes bedachtsamer Innenarchitektur. Das andere Geschlecht. Das Buch einer Französin. Den Namen hatte Brenner vergessen. Daneben stand die flache Reiseschreibmaschine in beige-türkis, die schon einen beträchtlichen Stapel Papier beschrieben hatte, mehr als die Hälfte von Mariannes Doktorarbeit, die Arbeit, die Brenner betreute.

Brenner kannte Mariannes Schweigen. Er kannte es und hielt es aus. Er ging ein paar Schritte ins Zimmer hinein, an dem Paravent mit den japanischen Kranichen vorbei, hinter dem sie sich auszog. Sie zog sich nie vor ihm aus.

Eine merkwürdige Mischung aus Laszivität und Prüderie war in dieser Affäre. Eine Affäre, die so ganz die Inszenierung Mariannes war, eine Inszenierung, in der Brenner, das war ihm

klar, eine tragische Rolle einzunehmen hatte. Vermutlich den Ersatz für Mariannes vielbeschäftigten Vater, den sein expandierendes Maschinenbauunternehmen wesentlich mehr interessierte als seine kapriziöse Tochter und der Rest seiner Familie. Brenner hatte eine Erfahrung zu sein, dazu prädestiniert, eines Tages ohne großes Aufsehen verlassen zu werden. Sie mochte es, wenn er sie begehrte. Das entsprach seiner Rolle, seinem Anteil an ihrem Arrangement. Dass er von Marianne Unterstützung benötigen könnte, war in ihrem unausgesprochenen Vertrag nicht vorgesehen. Brenner war derjenige, der unterstützte, aufmerksam war, chevalresk. Seine Bitte irritierte sie.

Wenn sie sich ärgerte, schwieg Marianne. Ignorierte er das, ärgerte sie sich noch mehr und dann verlor sie die Beherrschung. Bis dahin konnte es noch eine Weile dauern.

„Ich muss eine Zeitlang weg. Kannst du mir deinen Wagen für ein paar Tage geben?“

„Wen hast du umgebracht?“ Sie wandte sich ihm zu, mit einer wohldosierten Drehung, wie Brenner fand, der einen Augenblick versucht war, zu rätseln, in welchem Film sie gerade spielte. Ihr Angebot, die Sache komisch zu finden, barg jedoch gewisse Fallstricke, also ging er erst gar nicht darauf ein.

„Ich brauche ein paar Tage Ruhe.“

Marianne lehnte sich gegen das Fensterbrett und stellte eines ihrer Knie ein wenig vor. Das betonte die Linien ihrer Hüften und Schenkel unter dem engen Rock, die Konturen ihres Oberkörpers hatten es erst gar nicht nötig, in Szene gesetzt zu werden. Ihre dunklen Augen wurden groß, die Lippen rundeten sich. Kirsche, Kuss. Sie zog an der Zigarette. In der Mitte der kirschförmigen Lippenkontur blieb ein kleines Loch. Daraus blies sie einen dünnen Rauchfaden in Brenners Richtung.

Brenner lächelte. „Jetzt nicht. Ich – ich bin nicht in Stimmung, verstehst du. Ich muss weg. Du bekommst den Wagen wieder. In einer Woche.“

Das verwandelte das Tableau blitzartig. Marianne stakte in schnellen Schritten durchs Zimmer, drückte ihre Zigarette im

Aschenbecher aus, der auf dem Schreibtisch stand, griff in eine Schublade und warf den Schlüsselbund auf den Tisch. Das alles, ohne Brenner anzusehen, der nicht ohne Bewunderung die Autoschlüssel einsteckte und Marianne noch einen Blick zuwarf, die, ihm den Rücken weisend, am Fenster stand. Dann ging er hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Ihr Wagen stand unten auf der Straße, direkt vor der Eingangstür, ein blauer Volkswagen. Der alte Carstens gab nicht jedem von Mariannes Wünschen nach. Den Porsche, den sie haben wollte, sollte sie erst zum Examen bekommen. Den hätte sich Brenner nicht ausgeliehen. Vermutlich lagen auch zu dieser Zeit einige geduldige Beobachter in den Fenstern der umliegenden Neubauten. Für die ging Brenner betont langsam zum Wagen, sah noch einmal ostentativ auf die Uhr und winkte vor dem Einsteigen kurz Richtung Tür. Der Professor borgt sich jetzt also schon ihren Wagen; mehr sollte aus der Szene nicht abzulesen sein.

Er fuhr los, kurvte vorsichtig um die Kanaldeckel herum, die wie die Bunkerstellungen einer Zwergenarmee gegeneinander versetzt auf der Straße saßen, deren ausgegrabene nackte Trasse darauf wartete, geteert zu werden. Das alte Pflaster hatte man rechts und links in kleinen Aufschüttungen gesammelt. Langgezogene Haufen Pflastersteine säumten die Straße, die sich in Schlangenlinien durch das Neubaugebiet zog, graue Linien abgestreifter, alter Haut.

Ein Pulk von Jungen, die auf der Straße beim Fußballspielen waren, stob auseinander, einer grabschte sich vorher rasch den Ball, ein zerfleddertes Exemplar, wie Brenner beim Vorbeifahren feststellte, aber immerhin ein Lederball.

Beim Bahnhof stellte er den Wagen ab. Wenn man unter den Gleisen durchging, kam man bei der Hebelstraße heraus. Brenner griff in die Manteltasche, während er durch die Passage schritt und holte seine Geldbörse heraus. Hundertfünfzig Mark in Scheinen waren darin und ein paar Münzen. Zwei Arbeiter

mit Henkelmännern kamen ihm entgegen, grüßten ihn im Vorbeigehen. Brenner fasste an seine Hutkrempe, sah aber an ihnen vorbei. Ein Güterzug rollte über ihm, auf den Gleisen mahlten die Räder, ließen die Unterführung dröhnen. Mit Fauchen und Blasen kam die Schiebelok heran. Der Dampf sank auf ihn herunter, als Brenner den Treppenaufgang an der anderen Bahnhofseite hinaufstieg. Eine weiße Wolke in der kalten Luft, die ihn vor allen Blicken verbarg. Mit feinen Rußteilchen darin, dem Geruch nach abgestandenem Wasser, Schmieröl und Kohlenfeuer.

Das Asyl in der Hebelstraße betrat man durch eine schwere zweiflügelige Tür, deren Holz an mehreren Stellen mit ange-nagelten Latten geflickt worden war. Im Flur befand sich eine seitlich abgehende Portiersloge. An deren Tür hing über der kleinen Glasscheibe ein weißes Pappschild. „Hier melden.“ Brenner klopfte an. Es tat sich nichts. Er wartete ein paar Sekunden, dann öffnete er die Tür.

Ein glatzköpfiger Mann um die sechzig, der eine Nickelbrille trug, saß am Tisch und las Zeitung. Auf dem Tisch stand eine Untertasse mit blauem Zwiebeldekor, darin lag eine Zigarre. Die kleine Loge, die von einem eisernen Ofen erwärmt wurde, dessen Ofenrohr man in einer kühnen, drahtunterstützten Schräge durch das halbe Zimmer verlegt hatte, erfüllte ein betäubender Knastergestank. Der Mann trug eine abgeschabte Jacke, um den Hals einen karierten Wollschal. Seine Glatze glänzte fett wie eine polierte Billardkugel. Die haarlose Haut überspannte glatt die Schädelwölbung, warf sich erst am Nacken und an der Stirn in Falten, als habe man den Schädel gewaltsam in die Haut hineingedrückt. Vor ihm tickte ein riesiger Wecker mit zwei Glocken daran. Als der Mann nach der Zigarre griff, nahm er Notiz von Brenner, der am Eingang stand. Er starrte ihn wortlos an.

„Guten Tag“, sagte Brenner. „Ich möchte die Sachen von Herrn Redlow holen.“

Der Glatzköpfige erhob sich, wobei er die Zigarre zwischen Daumen und Zeigefinger balancierte, um den Aschenkegel nicht zu verlieren. Die Augen hinter den zusammengekniffenen Lidern tasteten Brenners Erscheinung ab, kamen vorläufig zu keinem schlüssigen Ergebnis.

„Der ist bei uns? Tag, übrigens. Herr ...?“

Brenner ignorierte die Frage. „Heinrich Redlow. Ist vor zwei Tagen gestorben. Ich hätte gerne seine Sachen. Ich bin ein entfernter Verwandter.“

„Ein entfernter Verwandter. Aha.“

Die Miene des Glatzköpfigen verlor den Rest Unsicherheit. Er schob die Unterlippe vor, rückte an der Brille und suchte mit der freien Hand nach einem Bleistift, der offenbar seinen Platz hinter dem linken Ohr hatte. „Da wollen wir erst mal nachsehen.“

Brenner hatte inzwischen in die Tasche gegriffen und ein Fünfmarkstück auf den Tisch gelegt. Der Blick des Glatzköpfigen streifte das Geldstück, seine Augenbrauen stiegen einen Moment in die Höhe. Er zog an der Zigarre, legte sie vorsichtig wieder in die Untertasse, ohne den Rauch von sich zu geben. Blies ihn erst, als er sich einem kleinen Regal zugewandt hatte, langsam aus. Der Knastergeruch erfüllte in wiedergewonnener Intensität die Portiersloge.

Unter dem Tisch, an dem der Mann gesessen hatte, standen zwei offene Kartons. Der eine enthielt zu Paaren gebündelte Schuhe, der andere Winterkleider. Bei den Schuhen, deren genagelte Sohlen schiefgetreten waren, das Leder faltenrissig, war nicht zu entscheiden, ob es sich um Abfall oder um eine Spende handelte. Die Kleider waren ordentlich zusammengelegt und mit Bindfaden verschnürt. Da die Sachen im Zimmer des Portiers abgestellt waren, handelte es sich vermutlich doch um Spenden. Um solche, die tatsächlich den Insassen des Asyls zugedacht waren, sonst hätten sie längst woanders gestanden.

Brenner ging auf den Flur hinaus, sah zum Hinterhaus hinüber. Dort konnte er einen hölzernen Treppenaufgang erkennen, die Treppenstufen waren in der Mitte tief ausgetreten. Durch den blanken Terrazzoboden zogen sich Querrisse. Im Putz des Flurs fehlten handgroße Stücke. Vom Treppenhaus her kämpfte der Geruch von Kohlsuppe und Latrine gegen den Zigarrengestank.

Der Glatzköpfige räusperte sich. Brenner wandte sich um. Der Mann stand in der Tür seines Kabinetts. Seine gestreiften Hosen hatten vermutlich einmal zu einem guten Anzug mit Stresemannmuster gehört, der Stoff war außer an den Knien noch unversehrt. Ein besseres Stück aus dem Fundus der Spenden, wie zu vermuten war.

„Ehlers“, sagte der Mann unter Brenners Blick und verneigte sich in einer Weise, die übertriebene Ehrerbietung mit Komplizenschaft verband. Er hatte jetzt ein blaues Heft in der Hand und den Tintenbleistift, zu dessen Bedienung seine rosa Zungenspitze bereits zwischen den Lippen zu sehen war.

„Herr Ehlers, ich habe es eilig. Wenn Sie kein Problem darin sehen, mir die Sachen gleich mitzugeben, falls überhaupt welche da sind, meine ich“, dabei öffnete Brenner seine rechte Hand, in der ein zweites Fünfmärkstück lag und sah es einen Moment nachdenklich an, bevor er die Hand wieder schloss, „dann wäre ich Ihnen dankbar.“

Ehlers lachte kurz auf, es hörte sich an wie ein Meckern.

„Bin sofort zurück“, sagte er und verschloss die Tür seiner Loge. Er drehte das Pappschild an der Türverglasung herum, förderte damit ein „Komme gleich wieder“ zu Tage. Er zog den Schlüssel ab und verschwand nach oben ins Treppenhaus, wo das anschließende Knarren der Dielen von seinem Kurs durch das obere Stockwerk kündete.

Brenner lehnte sich gegen die Tür mit dem Schild und schloss die Augen. Er atmete tief durch. Suchte nach seinen Zigaretten. Aber er ließ die Packung in der Manteltasche. Der Glatzköpfige kam schon wieder die Treppen herunter. Er hatte

einen Koffer in der Hand, um den eine Schnur ein paar Mal herumgewickelt war.

„Wollen Sie reinschauen?“

Brenner schüttelte den Kopf. „Sonst ist nichts da?“

Der Glatzköpfige legte den Kopf schief: „Suchen Sie was Bestimmtes?“

„Nein.“ Brenner streckte die Hand nach dem Koffer aus.

Ehlers ignorierte die Geste. Er stellte den Koffer zwischen seinen Beinen ab.

„Geht das auch alles in Ordnung. Ich meine, dass Sie die Sachen hier abholen?“

Brenner sah ihn an. „Ich sagte Ihnen schon, dass ich ein Verwandter bin. Ich möchte, dass Sie das diskret behandeln. Ihr Laden hier ist nicht der Salzburger Hof. Entweder Sie bekommen nochmals fünf Mark von mir für den Koffer, oder Sie behalten ihn. Dann gehe ich jetzt.“

„Nun werden Sie nicht gleich ärgerlich.“ Ehlers bückte sich, griff nach dem Koffer. „Man hat ja Verständnis.“ Er reichte ihn Brenner, als handle es sich um eine gefüllte Suppenschüssel. „Ich hab ihn nicht aufgemacht. Er kam damit an, da war die Schnur so rum wie jetzt auch.“

„Wann kam der Mann eigentlich zu Ihnen?“

„Die Schupo hat ihn gefunden. Auf Streife. Vielleicht vor drei, vier Tagen. Er lag draußen, er wäre sonst erfroren. Da kommen einige auf diese Art. Ausweis hatte er dabei, andere Papiere hatte er nicht.“

Die Frage, wie das festzustellen war, ohne den Koffer aufzumachen, stellte Brenner nicht. „Hat er was erzählt? Woher er kommt, irgendetwas?“

„Nein. Er hat einmal was gegessen, von der Suppenküche. Die anderen haben ihm was mitgebracht, dann lag er die ganze Zeit auf seinem Strohsack. Wir hätten ihn ins Krankenhaus gebracht, aber niemand hat ja gemerkt, dass er krank war. Die meisten haben nur Hunger“, ergänzte Ehlers. „Na ja, und vorgestern lag er tot da. Muss über Nacht gestorben sein. Heim-

kehrer ist er nicht gewesen, schätze ich. Nicht direkt aus Gefangenschaft jedenfalls. Hatte keine Kommissklamotten an, keine Entlassungspapiere dabei. Nach Seemann sah er auch nicht aus.“

„Haben Sie den Ausweis da?“

„Nein. Den habe ich mitgegeben, als die ihn abgeholt haben.“

„Natürlich. Hier sind Ihre fünf Mark. Also dann, auf Wiedersehen.“

„Wiedersehen, Herr ... na ja, also ich danke auch schön!“

Der Koffer war nicht besonders schwer. Es war ein billiger schwarzer Pappkoffer mit einem gefalzten grauen Blechgriff, die defekten Schnappschlösser bleckten ihre Schließen nach außen. Wahrscheinlich waren sie aufgebrochen worden. Aber beim Tragen spürte man, dass der Koffer nicht leer war. Irgendetwas war darin. Brenner ging den Weg zurück, den er gekommen war.

Als er im Wagen saß, sah er auf seine Armbanduhr. Es war kurz vor halb zwölf. Er warf einen Blick auf den Koffer, den er vor den Beifahrersitz gestellt hatte. Dann ließ er den Motor an und holte die Zigarettenpackung aus seiner Tasche. Während er durch die Innenstadt fuhr, rauchte er in tiefen Zügen. Den Aschenbecher neben dem Handschuhfach ignorierte er, möglicherweise in einer vagen Erinnerung daran, dass Marianne nie im Auto rauchte. Er hatte das Seitenfenster ein Stück ausgestellt und stippte die Asche hinaus. Eine Querstraße vor der Bank stellte er den Wagen ab. Er stieg aus, setzte den Hut auf und warf den Zigarettenstummel in den Rinnstein.

Schon im Foyer der Bank erkannte ihn einer der Angestellten. Brenner brauchte sich nicht an den Schalter zu stellen. Der Mann kam zu ihm heraus und dienerte.

„Herr Professor. Was kann ich für Sie tun? Giesecke mein Name.“

„Können wir kurz mal nach drinnen gehen?“

„Selbstverständlich, Herr Professor.“

Der Mann geleitete Brenner durch eine mattierte Glastür in der Trennwand zwischen der Schalterhalle und den Büroräumen. Im Büro stand verloren ein Weihnachtsbäumchen mit Lametta und ein paar roten Glaskugeln daran zwischen zwei Gummibäumen. Das Interieur war mit heller Holzvertäfelung und kühlen Chromleisten modern gehalten, Aquarelle mit italienischen Motiven zierten die Rückwände. Fein gefältelte Stores hingen an den hohen Fenstern. Nur der abgewetzte Parkettboden war nicht erneuert worden, man hatte lediglich Kokosläufer darüber gespannt. Das gedämpfte Klappergeräusch von Schreibmaschinen, das nebenan zu hören war, wurde plötzlich lauter. Ein Mädchen auf Pumps in einem karierten Kostüm spähte durch die halb geöffnete Verbindungstür. Sie trug eine geschwungene Schildpattbrille.

„Bitte jetzt nicht stören, Fräulein Lose. Besprechung, ja?“

Brenner setzte sich mit geöffnetem Mantel vor den Schreibtisch, den Hut legte er auf ein Beistelltischchen mit Zeitungen, das in Reichweite stand.

„Ich möchte gerne zweitausend Mark abheben. Ich bin nicht sicher, ob soviel auf dem laufenden Konto steht, aber ich nehme an, dass sich das regeln lässt.“

„Selbstverständlich, Herr Professor. Ich werde das sofort in die Wege leiten. Natürlich muss ich Rücksprache mit meinem Vorgesetzten – Sie haben Verständnis?“

„Sicher. Ich brauche das Geld übrigens gleich.“

„Natürlich. Einen Moment. Ich bin sofort zurück. Zigarette? Einen Cognac?“

„Danke, nein.“

Brenner sah auf die Uhr. Um eins erwartete ihn Brigitte zum Essen. Frühestens um zwei würde sie im Institut anrufen, um nachzufragen. Fräulein Eder hatte vermutlich gar nicht bemerkt, dass er während der Vorlesungszeit in seinem Büro

gewesen war. Brigitte würde sich erst ernsthaft Sorgen machen, wenn er bis zum Abend nicht kam. Bis dahin blieben noch mindestens acht Stunden.

Er griff nach der Zeitung, auf dem Tischchen. Das Bild auf der Titelseite zeigte zwei englische Soldaten an einer Fahnenstange stehend, an der sie gerade den Union Jack einholten. „Fuhlsbüttel wieder deutscher Flughafen!“ lautete die Überschrift. Der Redakteur lobte die Bemühungen des Senats um die Zukunft der Stadt und erwähnte neben den zwölf Millionen, die für den Ausbau des Flughafens bewilligt worden seien, das Bemühen der Bürgerschaft, der Industrie wieder eine Chance zu geben, wie es in dem Artikel hieß. Brenner las weiter, man habe kürzlich der Steinwerder Industrie Aktiengesellschaft Kredite von elf Millionen Mark zur Verfügung gestellt und hoffe, damit die Wiedererrichtung der Werftbetriebe von Blohm & Voss in nächster Zukunft zu ermöglichen.

Herr Giesecke kehrte zurück, schloss mit einer zackigen Körperdrehung die Glastür. Ein Blick galt der Verbindungstüre, hinter der die Schreibmaschinen beflissen weitergeklappert hatten, ohne dass sie sich nochmals geöffnet hatte. „Geht aufwärts mit Hamburg, nicht wahr?“ Brenner unterstrich seine Bemerkung durch ein kurzes Wedeln mit der Zeitung, ehe er sie wieder auf das Tischchen zurücklegte.

„Nachdem sie alles kaputtgemacht haben, Herr Professor. Aber wir lassen uns nicht unterkriegen, meine ich. Zwei Jahre oder drei, dann steht die Werft wieder da. Und der Flughafen – wenn’s erst mal wieder ne deutsche Luftlinie geben wird, na ...!“

Brenner lachte leise. „Sie sind ja voller Zuversicht, Herr Giesecke.“

„Muss man sein. Der Fortschritt, Herr Professor, der lässt sich nicht aufhalten. Aber zu Ihrem Anliegen.“

Das sei natürlich kein Problem, der Betrag werde dem Herrn Professor sofort an der Kasse ausgehändigt. „Oder soll ich das Geld hierher bringen?“

„Wenn Sie es hierher bringen könnten, wäre ich Ihnen dankbar. Und dann bitte Eintausend in Hundertmarkscheinen, den Rest in Fünzigern, Zwanzigern und Zehnern. Und zehn Fünfmarkstücke sollten dabei sein. Für eine Urlaubsreise braucht man schließlich auch Kleingeld, nicht wahr?“

„Ich gratuliere, Herr Professor. Es geht in den Süden, wenn ich fragen darf?“

„Ins Engadin. Ich will meine Frau überraschen.“

„Großartige Idee! Also, ich bin sofort wieder da.“

Als Brenner die Bank verließ, die Ledermappe, in der er das Geld bekommen hatte, unter den Arm geklemmt, begann es zu schneien. Der Schnee trieb fast waagrecht zwischen den Fassaden heran, schluckte das mittägliche Licht und verwandelte es in Millionen fahl glimmender Punkte. Er dämpfte das Blubbern der Roller, das Kreischen der Trambahnräder, wenn sie an der Kreuzung in die Kurve gingen. Die Schneeflocken ließen den Lärm, weicher, intimer werden, als habe die Stadt eine gepolsterte Tür hinter sich zugezogen. Der Radfahrerpuhl vor der Ampel startete eilig, die vermummten Radler stießen, einander überholend, größer werdende weiße Atemwölkchen aus. Ein Motorrad blaffte zwischen ihnen hindurch, zog eine Kette aus winzigen Schüssen in das schimmernde Zwielflicht hinein, die lang und dünn in die Ferne reichte, ehe sie versiegte. Drei Autos fuhren langsam hinterher.

Brenner schlug im Gehen mit den Fingern an seine Hutkrempe, um den Schnee zu entfernen, der sich darin sammelte. An einer Litfasssäule blieb er stehen. Ein Kinoplatat in Rot und schwarz gehalten klebte darauf, es zeigte Ruth Leuwerik und O.W. Fischer. Ruth Leuwerik erinnerte im Profil ein wenig an Marianne, war aber um einiges älter und nicht blond, sondern brünett. Marianne war eher der Typ Nadja Tiller. „Ein Herz spielt falsch“ hieß der Film.

Brenner ging um die Säule herum. Ein paar Konzerte wurden angekündigt. Die Matthäuspassion. Beethovens Neunte. Ein

weiteres, ziemlich kleines kündigte das Requiem von Fauré an. Brenner blieb eine Weile stehen und studierte das kleine Plakat.

Dann ging er, statt zum Auto zurückzukehren, im dichten Schneetreiben in die entgegengesetzte Richtung. Zwei Straßen weiter, am Musikgeschäft Gomolka klopfte er sich den Schnee von Hut und Mantel, ehe er den Laden betrat. Auf das Klingeln hin öffnete sich eine Tür hinter der Theke. Herr Gomolka, der Inhaber erschien. Er erkannte Brenner sofort.

„Herr Professor. Eine Ehre für mich. Was für ein Wetter. Womit kann ich dienen?“

„Haben Sie Gesangsaufnahmen von Frau Kahnweiler? Elisabeth Kahnweiler?“

Gomolka schüttelte den Kopf. „Leider nein, Herr Professor. Frau Kahnweiler hat seit Ende des Krieges ja nur noch eine Aufnahme gemacht. Und da ist nichts mehr da. Ich glaube Lieder von Schumann und Schubert waren das, nicht wahr? Oder war es Fauré?“

„Möglich. Ich weiß es nicht, nur so ein Einfall.“

„Kann ich sonst mit etwas dienen? Ich erinnere mich an die letzte Platte, die Sie bei uns gekauft haben. Wie hat sie Ihnen denn gefallen, die Winterreise? Mit dem jungen Bariton, dem Fischer-Dieskau?“

„Ja, richtig. Sehr schön. Doch. Das war schön. Wissen Sie was, die nehme ich nochmals mit, ich schenke sie jemandem. Haben Sie sie da?“

„Sicher. Die wird viel verlangt. Ich hole sie Ihnen.“

Mit der Platte, die ihm Gomolka in eine Zeitung eingepackt hatte, ging Brenner zum Wagen zurück. Der Schnee leuchtete in der unzeitigen Dämmerung, die die schweren Wolken über die Stadt gelegt hatten, als besitze er eine eigene Fähigkeit dazu. Zog den Blick auf sich, lenkte ihn weg von den vage gewordenen Konturen der Häuserfassaden auf das pointillistische Chaos hin, das er ringsum schuf, bedeckte inzwischen alles, was ihm eine Fläche bieten konnte.

Auf Brenners Schultern bildeten sich Schneepolster, auf seinen Hut hatte sich eine Schneehaube gesetzt, die er herunterstrich, als er sich in den Wagen setzte. Ehe er die Tür endgültig schloss, musste er nochmals aussteigen und den Mantel ausziehen, dabei konnte er es nicht verhindern, dass ihm Schnee auf die Hose fiel, der vom Wagendach rutschte.

Er hob den Koffer auf den Beifahrersitz und öffnete die Schnur. Das erste, was er sah, waren alte Zeitungen. Es waren ausgeschnittene Artikel, am unteren Rand mit Bleistift datiert. Sie waren gelocht und geheftet. Darunter lag ein abgegriffenes Schulheft. Brenner klappte es auf. Es war in einer nachlässigen, flüssigen Schrift Seite für Seite mit Bleistift beschrieben, ein Foto fiel heraus. Das Foto landete auf dem Boden zwischen seinen Beinen. Brenner angelte danach. Um es zu erreichen, musste er die Wagentür öffnen. Eine Handvoll Schnee fiel herunter, wieder auf seine Hose. Er schubste ihn weg. Dann legte er das Heft wieder in den Koffer und sah sich das Foto an, das er zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten hatte, damit es nicht nass wurde.

Es zeigte einen Mann mit einem hageren Gesicht voller Falten. Falten, die sich von der Peripherie dieses Gesichts kommend der Stirn und der Augen bemächtigen wollten. Einzig die Augen schienen diesem Faltenwurf zu widerstehen, sie brachen die Erosionsrinnen, die auf sie zuliefen in Kreise auf, dunkle Oasenflecke in einer verwüsteten Physiognomie. Der volle Mund, bitter und traurig, war den Falten bereits erlegen. Die Hakennase. Das vorspringende Kinn. Die gewellten ergrauten Haare, die noch immer etwas zu lang waren, nass zurückgekämmt. Heinrich. Das Bild sah aus wie ein Passfoto. Es konnte noch nicht alt sein. Ein, zwei Jahre vielleicht. Brenner drehte es um. Fotoatelier Lüddeke stand darauf.

Brenner legte das Bild in den Koffer und nahm das Heft wieder zur Hand. Beim Durchblättern fand er ein anderes Foto. Es zeigte Elisabeth. Auf der Rückseite stand: „Betty“ und die Jahreszahl 1920. Das Bild war winzig klein, ein Kontaktabzug

aus einer Rollfilmkamera. Elisabeth posierte in einem dunklen Kostüm, sie trug eine weiße Bluse und eine breite Krawatte. Ihr Gesichtsausdruck hatte etwas Herausforderndes, Spöttisches. Die dunklen Brauen und das schwarze Haar, das sie bereits kurz geschnitten trug, gaben ihr einen südländischen Zug. Sie saß an einem kleinen Tisch mit einer Zigarette in der Hand. Auf dem Tisch waren ein paar Gläser zu erkennen. Brenner kannte das Bild nicht. Wahrscheinlich hatte Heinrich es selbst aufgenommen. Es musste in Berlin gemacht worden sein. Vielleicht bei Jette. Lieber Himmel, es war gut möglich, dass er am selben Tisch gesessen hatte, und bloß nicht mit aufs Bild gekommen war.

Als Brenner die Zigarettenpackung aus der Tasche holen wollte, fühlte er statt dessen mit den Fingern das Röhrchen mit den Barbitursäuretabletten in der Jackentasche. Er drehte den Deckel auf. Es war voll. Noch immer alle zwanzig Schlaf-tabletten darin. Mehr als genug. Er legte die Tabletten zusammen mit dem Foto in den Koffer und klappte ihn zu. Dann ließ er den Motor an, fuhr die verschneite Straße hinunter. Blassgelb aufleuchtend taumelten die Schneeflocken in die Viertelkreise hinein, die von den Scheibenwischern aus dem mehligem Belag der Windschutzscheibe geschnitten wurden. Die Straße schien nahezu ausgestorben. Ein paar verummte Radler hasteten vorüber, zyklonenhaft glotzende Roller surrten vorbei, ihre roten Hecklämpchen verglommen auf der stillen Straße im fallenden Schnee.

Brenner fuhr langsam Richtung Süden, tastete sich weiter in das lichte Grau hinein, das Scheinwerferlicht des Volkswagens glitt über die Fassaden hinweg. Er rauchte wieder, hatte das Fenster einen Spalt heruntergekurbelt. Betty. So hatte Heinrich sie genannt. In der Zeit, als er einen Hang zum Amerikanischen hatte. Betty. Deine Zöpfe passen zu Betty, Elisabeth. Eine schwarze Betty bist du, nicht die blonde Betty, die Tom verrückt gemacht hat mit ihren Zöpfen, eine schwarze Betty und du machst mich verrückt. Betty. Typisch Heinrich. Das Mäd-

chen in Twains Geschichte hieß Becky, nicht Betty. Er hatte Heinrich darauf hingewiesen, aber der sagte lediglich: „Na und?“ und zuckte die Achseln. Darauf kommt es doch nicht an, August. Hatte er das überhaupt gesagt oder nicht? Brenner wusste es nicht mehr.

Kniestrümpfe. Der eine hat wollene Kniestrümpfe an, der andere einen Filzhut mit Federn dran. Wolle, Leinen. Filz. Umhänge und zerbeulte Blechtöpfe. Grob leinene Zeltbahnen.

Macht mal das Feuer nicht zu groß, wollt ihr den Wald anzünden? Die Erbswurst in das heiße Wasser einbröseln, dann umrühren. Steht so auf der Packung.

Ich koche nicht, hier kochen die Männer, wegen der neuen Zeit.

Betty Blaustrumpf. Betty mit den Zöpfen. Manchmal ist es auch nur ein Zopf, so wie jetzt hier am Bach. Ein langer, dicker schwarzer Zopf, eine schwarze Schlange, die über den Nacken hängt, zwischen ihren Schultern endet. Der Zopf verwandelt die zwiefältige Symmetrie der Träger an dem weit ausgeschnittenen Hemd, die beiden dunkel beschatteten Achselhöhlen, das Gleichmaß der runden Schultern, der nackten Arme in einen einfachen Strang, ein Zeichen, das zum Scheitel weist, auf den alles zustrahlt.

„Wieso siehst du mich dauernd an? Denkst du, ich merke nicht, dass du mich ansiehst. Ich hab auch am Rücken Augen, August.“ Sie lacht und wirft den Kopf in den Nacken. „Jetzt geh. Ich will mich waschen.“

Das Feuer wirft Schatten und Irrlichter in die Kulisse der Kiefern ringsum.

Der Mond selbst ist gekommen, sie sich anzusehen, in ihren bescheidenen Walddläuferklamotten. Ein noch unerkanntes, ständig wachsendes Heer, das sich sammelt in den Wäldern, zwischen Seerosen badet, Kraft schöpft im taunassen Farn, um wiederzukehren in die Städte, am Anfang der neuen Zeit.

Heinrich, was kannst du die Schnauze aufreißen, mein lieber Mann.

Aber der lacht nur. Wir sind die Jugend, oder nicht? Sagt er, die schwarzen Haare fallen ihm ins Gesicht, in seine braunen Augen sind

winzige Funken aus dem Feuer hinüberggesprungen, er lacht und biegt den Hals zur Seite, vom flackernden Feuer beleuchtet sein Profil. Komm, singen wir, heulen wir den Mond an, wie die Wölfe es tun.

Davor Angst zu haben ist ja verrückt, aber wenn sie anfängt zu singen, er kann nichts dagegen tun, dann kommt dieser bittere Schmerz, dieses Weh.

Weil sie es für alle tut, für alle am Feuer. Weil ihre Stimme dann allen gehört.

Diesem Dutzend Jungen und drei Mädchen unter der Aufsicht eines Gymnasiallehrers am Fuß des hohen Meißner. Selbst der Lehrer lässt den Suppenlöffel ins Gras sinken, wenn er ihre Stimme hört. Diese Stimme wie aus einer anderen Zeit.

„Wir wollen zu Land aus fahren über die Fluren weit, aufwärts zu den klaren Gipfeln der Einsamkeit ...“

Die zögernde, brav gezupfte Laute gibt allenfalls den Part des Narren für Bettys Stimme. Eine Stimme mit vielen haarfeinen Kratzern in den unteren Tönen zuerst, die sie durch die Nase singt, aber sie öffnet schon den Mund, singt nun mit der ganzen Brust, vibrierend, hingeeben, anderswo.

„Und wie die Welt so weit, und wie die Welt so weit.“

Es ist wie Vogelflug, jetzt müssen sie alle mit, erheben ihre Stimmen. Eine Staffel Wildgänse, nordwärts über die See, der Sehnsucht folgend.

So kommt es aus ihren Kehlen, und sie, sie strahlt und leuchtet, mit einem Gesang von unbarmherziger Reinheit, der alles sieht, was im Herzen an Düsternis verborgen bleiben möchte. Sie singen alle den Refrain, singen ihn zu den flackernd angeleuchteten Kiefernstämmen hinauf, in die Nacht hinein.

Elisabeth Kahnweiler, du hast eine unglaubliche Stimme. Sagt der Lehrer hinterher.

Aber es tut jedesmal weh. Als ziehe sie sich nackt aus.